

Miszelle

HANS E. HOLTHUSEN

HANNAH ARENDT, EICHMANN UND DIE KRITIKER

Hannah Arendts Bericht über den Eichmann-Prozeß erschien zuerst im Februar und März 1963 als eine Serie von fünf umfangreichen Artikeln in der Zeitschrift „The New Yorker“, in deren Auftrag die berühmte, aus Deutschland stammende Philosophin und Publizistin die ersten Phasen des Jerusalemer Verfahrens beobachtet hatte, wenig später auch als Buch im Verlag The Viking Press in New York. Die kritische Auseinandersetzung mit der Arendtschen Darstellung hatte schon Ende März in der am Broadway redigierten deutsch-jüdischen Wochenzeitung „Aufbau“ begonnen¹. Sie wurde nach dem Erscheinen der Buchausgabe in amerikanischen Zeitschriften und Tageszeitungen mit steigender Heftigkeit ausgetragen, griff im Laufe des Jahres auch auf andere Länder, vor allem England und Israel über, nahm zeitweise die Formen einer mit äußerster Leidenschaft geführten Kampagne an und wurde in Amerika noch im Frühjahr 1964 mit unverminderter Energie fortgesetzt.

Der deutschen Öffentlichkeit, bisher nur durch Korrespondentenberichte aus Amerika und einige wenige kritische Meinungsäußerungen informiert, ist nunmehr im September 1964 das Arendt-Buch unter dem Titel „Eichmann in Jerusalem, Ein Bericht von der Banalität des Bösen“ in einer „durchgesehenen und ergänzten“ Übersetzung zugänglich gemacht worden². Gleichzeitig ist unter dem Titel „Die Kontroverse“ eine Sammlung meist polemischer Aufsätze, Abhandlungen und persönlicher Kundgebungen zum Eichmann-Buch erschienen.³ Diese kritische Anthologie enthält reiches und eindrucksvolles Material, kann aber natürlich nicht vollständig sein. Ungern vermißt man etwa die Diskussionsbeiträge von Mary McCarthy und Dwight Macdonald, die im Winter- und im Frühjahrsheft 1964 der Partisan Review abgedruckt worden sind. Denn ohne die Stimmen dieser beiden hervorragenden Autoren, die sich mit hörenswerten Argumenten für ihre Freundin Arendt und ihr Buch einsetzen, ist die „Kontroverse“ im Grunde keine Kontroverse, sondern eher schon ein kritisches Trommelfeuer aus allen Rohren.

Wer auf diese beiden Bücher öffentlich zu sprechen kommt, statt über sie zu schweigen, der muß wissen, was er tut. Er muß eingesehen haben, daß ihnen ein Tatbestand zugrunde liegt, der so ungeheuerlich ist, daß wir ihm sprachlich schlechterdings nicht gewachsen sind und all unser Bemühen, diese unsere sprachliche Ohnmacht zum Ausdruck zu bringen, all unser „unfaßlich“, „unbegreiflich“ und „ungeheuerlich“ wie rhetorischer Donner klingen kann. Wissen muß er, daß dieser

¹ So findet man in der Ausgabe vom 29. März 1963 drei polemische Artikel von Frederick R. Lachman, Hugo Hahn und Adolf Leschnitzer und eine in englischer Sprache abgefaßte Protesterklärung des „Council of Jews from Germany“.

² R. Piper und Co. Verlag, München.

³ Nymphenburger Verlagshandlung, München 1964.

Tatbestand, obwohl nach den Worten des Jerusalemer Urteils „jenseits menschlichen Verstehens“, dennoch nicht mit Schweigen überdeckt werden darf, wenn es überhaupt noch Sinn haben soll, unter Deutschen Gemeinsames zu erörtern; ja daß man „sachlich“ über ihn reden muß, als ob es um ein historisches Faktum unter anderen ginge und nicht um die Annullierung alles menschlichen Fassungs- und Solidaritätsvermögens. „Sachlich“: das heißt mit gebändigtem, gewissermaßen schon überwundenem Entsetzen, in einer Verfassung, die nicht mehr ganz realisiert, was das eigentlich ist: Unschuldige zu Hunderttausenden in die Gaskammern treiben, Kinderköpfe an Mauern zerschmettern, lebendige Menschenwesen ins Feuer werfen; denn mit dem Udenkbar-Unerträglichen, den Verstand Betäubenden im Bewußtsein kann man nicht Quellen studieren oder schließen und urteilen. Er muß aber auch wissen, daß er in dieser Sache kaum einen Gedanken denken kann, ohne an hochexplosive Empfindlichkeiten zu rühren, leidenschaftliche Gegenargumente herauszufordern, fahrlässiger oder böswilliger Fälschungen überführt zu werden und alle möglichen Mißverständnisse zu mobilisieren. (Hannah Arendt, wenn irgend jemand, hat es erlebt.) Auch eine solche simple Feststellung über die Mißverständlichkeit alles Gesagten kann und wird vermutlich Mißverständnisse hervorrufen.

Die Arendtsche Darstellung des Eichmann-Prozesses, obwohl zunächst vom New Yorker als „Reportage“ präsentiert, ist ein Versuch, das monströseste Verbrechen der bisherigen Geschichte, das man übereingekommen ist, als „Verwaltungsmassenmord“ zu definieren, mit den Kategorien einer politisch-soziologischen Kritik zu erfassen, es also gewissermaßen dem Denken zu erschließen und insofern „begreiflich“ zu machen, aber auch das Verfahren selbst, seine politischen Hintergründe, seine juristischen Grundlagen und seine praktische Durchführung kritisch zu untersuchen. Es ist außerdem eine breit angelegte Darstellung der geschichtlichen Umstände, die das Unmögliche haben möglich und wirklich werden lassen, genauer des Verhaltens der beteiligten Völker, Gesellschaftsschichten und Einzelpersonen, vor allem des deutschen Volkes. Und es ist nicht zuletzt eine Studie über den Charakter, die Lebensgeschichte und die verbrecherischen Handlungen des Angeklagten. Hannah Arendt nimmt sozusagen das Verfahren in die eigene Hand, sie setzt sich selber zum Richter ein: nicht nur über die Deutschen von damals, einschließlich derer, die im Kampf gegen Hitler ihr Leben verloren haben, sondern auch über die Deutschen von heute, die sich ihrer Meinung nach von den Deutschen von damals nur wenig unterscheiden; nicht nur über die Völker Europas, die — mit der rühmlichen Ausnahme vor allem der Dänen — für die Verbrechen an den Juden in verschiedenen Graden mitverantwortlich seien, sondern auch über das jüdische Volk selbst, sein Verhalten in den Jahren der Katastrophe. Sie richtet auch über die Richter des Jerusalemer Verfahrens (die sie mehr oder weniger gelten läßt), über den Staatsanwalt Hausner (den sie für einen aufgeblasenen Rhetoriker und Melodramatiker hält), über den Verteidiger, über die Zeugen, über das schließlich ergangene Urteil, dem sie am Ende ihres Buches einen eigenen Urteilstext entgegenstellt.

Dies alles tut sie – man muß das mit Nachdruck betonen – aus leidenschaftlicher Wahrheitsliebe und getrieben durch ein verzehrendes Gefühl von Verantwortung für die philosophische und politische Aufklärung des Geschehenen. Es ist eine Wahrheitsliebe, der es mehr darauf ankommt, das Geschehene mit thesenartig zugespitzten Verallgemeinerungen zu reflektieren und zu beurteilen, als es in seiner reinen Tatsächlichkeit aus allen Zweifeln und Widersprüchen herauszuschälen; es ist ein Verlangen, allen auf einmal im Namen einer moralischen Forderung von überwältigender Evidenz „die Wahrheit zu sagen“, allen auf einmal, aber von einem einzelnen, d. h. notwendigerweise begrenzten Bewußtsein aus, das sich selber Allgemeingültigkeit zuschreiben will. Mit einem beneidenswerten Selbstvertrauen und einer Unerschrockenheit, die etwas Imponierendes, aber im Lichte so vieler Widersprüche und Ungewißheiten auch wieder etwas Fatales hat, verfißt sie ihr Argument gegen eine Welt von Empfindlichkeiten und – was wesentlicher ist – gegen eine Unsumme von Gegenargumenten, die sich auf bündige Fakten, persönliche Erfahrungen, auf ihr unzugängliche oder von ihr ignorierte Informationen oder auf gegensätzliche Auslegungen bekannter Sachverhalte gründen. Ein jüdischer Autor, Jacob Robinson, will festgestellt haben, daß die englische Ausgabe des Eichmann-Buches nicht weniger als 600 „Entstellungen von Tatsachen“ (distortions of fact) enthält⁴. Diese Ziffer klingt übertrieben und kann hier nicht nachgeprüft werden, aber eine ganze Reihe von Irrtümern, Ungenauigkeiten und fragwürdigen Deutungen sind auch den deutschen Lesern bei der Lektüre des Originals schon aufgefallen. Manches hat die Verfasserin auf Grund von kritischen Vorhaltungen in der deutschen Ausgabe korrigiert. Es bleibt der allgemeine Eindruck, daß Hannah Arendts Wahrheitsliebe zu dem Wahrheitsbegriff des Geschichtsschreibers nicht gerade die zartesten Beziehungen unterhält. Ihre philosophische Leidenschaft drängt auf großzügige Verallgemeinerungen, auf begriffliche Kategorisierung und luftdicht abschließende Konklusionen. Das Ergebnis war, im Falle des Eichmann-Buches, ein Massenansturm empörter Einzelheiten.

Hier ein leider nicht untypisches Beispiel von tendenziöser Quellen-Behandlung: auf Seite 105 des Originals heißt es über den früheren Oberrabbiner von Berlin, Dr. Leo Baeck, er sei in den Augen sowohl der Juden als auch der Nichtjuden der „jüdische Führer“ („Führer“ deutsch) gewesen. Diese begriffliche Gleichsetzung eines von den allermeisten Überlebenden des jüdischen Volkes zutiefst verehrten Mannes mit dem obersten Chef der Nazipartei (in der eine ironische Pointe zum Ausdruck kommen soll), mußte vielen Lesern als eine quälende Taktlosigkeit erscheinen. Ein Kritiker, A. Leschnitzer, ist der Sache nachgegangen und hat die Quelle aufgespürt, aus der die Verfasserin offensichtlich diesen diffamierenden Ausdruck übernommen hat: In Raul Hilbergs Buch „The Destruction of the European Jews“ (Chicago 1961) liest man, daß einer von Eichmanns Leuten, der Hauptsturmführer Wisliceny, Baeck den „jüdischen Führer“ genannt habe⁵. Hier schließt sich Hannah Arendt also einer tendenziösen Verächtlichmachung aus gegnerischem

⁴ Vgl. *Partisan Review*, Spring 1964, S. 264 und 275.

⁵ Die Kontroverse, a. a. O., S. 221 f.

Munde an. In der deutschen Ausgabe ist glücklicherweise dieser Mißgriff berichtigt worden, von einem jüdischen Führer ist nicht mehr die Rede.

Von den verschiedenen Fragenkomplexen, die Frau Arendt in ihrem Buch zu einem integrierenden Ganzen zu vereinigen trachtet, sollen hier nur drei näher erörtert werden: das Problem einer „Komplizenschaft“ zwischen Henkern und Opfern, die Analyse der Eichmannfigur und die Kritik an „den Deutschen“ als den Hauptschuldigen an der Ermordung von einem Drittel des jüdischen Volkes. Jedes dieser Themen ist auf seine eigene Weise entsetzenerregend, aber die weitaus größte Erregung in der amerikanischen und der israelischen Öffentlichkeit hat die Behandlung des ersten hervorgerufen. Wenn die Verfasserin behauptet, daß während des gesamten Verlaufs der Ausrottungsaktionen die jüdischen Funktionäre „fast ohne Ausnahme auf die eine oder andere Weise, aus dem einen oder anderen Grunde mit den Nazis zusammengearbeitet“ hätten, so kann sie sich zwar auch auf Bemerkungen aus dem Munde des Angeklagten berufen, ihre gewichtigste Quelle aber scheint das schon erwähnte, während des Prozesses erschienene Buch von Hilberg zu sein. Die Erkenntnis, daß es der äußerste Triumph der totalitären Systeme ist, durch terroristische Methoden von teuflischer, bis ins Letzte durchdachter Konsequenz die Beherrschten zu „reibungloser“ Zusammenarbeit mit den Beherrschern zu bringen und im Stadium der Endlösungen das Opfer zum Komplizen des Henkers zu machen, ist freilich älter als das Hilbergsche Buch, sie ist durch die klassisch gewordenen Darstellungen der modernen Gewaltherrschaft, durch Kogon, Koestler, Orwell und andere, nicht zuletzt durch Hannah Arendts Buch über die „Elemente und Ursprünge totaler Herrschaft“ (1958) längst ins allgemeine Bewußtsein gedrungen. Im Eichmann-Buch belegt die Verfasserin ihre These mit zahlreichen Einzelheiten aus der Geschichte der „Endlösung“. Alles, was die Allgemeingültigkeit dieser These einzuschränken geeignet wäre, wird von ihr als *quantité négligeable* behandelt: der Aufstand im Warschauer Getto wird nur beiläufig erwähnt, die Zahl der damals Gefallenen und Ermordeten (56 000, d. h. mehr als doppelt soviel wie in der ungarischen Revolution von 1956) wird nicht genannt, die jüdischen Widerstandsgruppen sollen „unsagbar klein“ gewesen sein, „unglaublich schwach und im Grunde harmlos“, oder es soll sich um Vorgänge gehandelt haben, „die überhaupt keinen Zusammenhang mit den Verbrechen des Angeklagten hatten“ –, ein Argument übrigens, das die Berichterstatteerin mit einer beinahe entwaffnenden Unbefangenheit je nach Gutdünken und Zusammenhang vorbringt und widerruft: alle Dinge, die ihre These stützen, gehören zur Sache, alle anderen nicht; Adenauer, Strauß, Jaspers und der 20. Juli gehören zur Sache, die jüdischen Aufstände in Warschau, Wilna, Kowno, Auschwitz, Treblinka aber nicht.

„Grausam und töricht“ nennt sie die Frage, die der Staatsanwalt wiederholt an die Zeugen richtet: warum sie sich denn nicht zur Wehr gesetzt hätten, wo sie doch in vielen Fällen so deutlich in der Überzahl gewesen wären, etwa 15 000 Menschen gegen eine Handvoll Bewacher. Sie scheint hier also das Gesetz des totalen Terrors als eine vollkommen zwingende, vollkommen ausweglose Gegebenheit zu verstehen.

(An einer andern Stelle, bei der Abrechnung mit den Deutschen, sagt sie in vorwurfsvollem Tone: „daß unter den Bedingungen des Terrors die meisten Leute sich fügen, einige aber nicht“.) So häuft sie Pointen von einer blutigen, verzweifelten Ironie: daß die (jüdische) „Gettopolizei ein Instrument in der Hand von Mördern“ gewesen sei, daß die Nazis „jene Zusammenarbeit [d. h. zwischen ihnen und den Judenräten] als die eigentliche Grundlage [the very corner-stone] ihrer Judenpolitik betrachtet“ hätten, und dergleichen. So kommt sie zu einem Schluß von erbarmungslosem Scharfsinn, der in den Augen ihrer jüdischen Leser kaum weniger grausam erscheinen mußte als die zitierte Frage des Anklägers. Die „ganze Wahrheit“ über die Katastrophe der Endlösung formuliert sie – in der originalen Fassung – folgendermaßen: „Wenn das jüdische Volk wirklich unorganisiert und führerlos gewesen wäre, so hätte es Chaos und eine Menge Elend gegeben, aber die Gesamtzahl der Opfer hätte schwerlich die Zahl von viereinhalb bis sechs Millionen Menschen erreicht.“ (Die deutsche Fassung bringt einen Zusatz, der auf inzwischen erhobene Einwände antworten soll, der prinzipielle Sinn der These bleibt aber unverändert.)

Dann das Eichmannporträt, das wiederum sehr philosophisch und doch nicht ganz unanfechtbar ausgefallen ist. Die Verfasserin schildert den Angeklagten als eine menschliche Null, einen x-beliebigen Zeitgenossen von farbloser Normalität, der „kein Judenhasser“ und „nie ein überzeugtes Parteimitglied“ gewesen sei. Nicht einmal Hitlers „Kampf“ habe er gelesen, und in die SS sei er mit einem eigentlich grundlosen „Warum nicht?“ hineingeraten, nur weil es sich eben so machte. Wie so viele höhere Funktionäre der Partei ist er (als wenig erfolgreicher Shell-Vertreter) eine verkrachte Existenz, die nun durch die „Bewegung“ zu einer politischen Karriere kommt. Ein Strohkopf, der zwar organisieren, aber nicht denken kann, und der seine mit Klischees ausgestopfte Gedankenlosigkeit für „Idealismus“ ausgeben will. Was aus seinem Munde kommt, sind Phrasen, Trivialitäten, syntaktische Unglücksfälle am laufenden Band, sprachliches Spülwasser von abscheulicher Verdrecktheit; noch unterm Galgen, in der letzten Minute seines Lebens, wird er einen aufgeblasenen Humbug von sich geben.

Dieser Mensch nun ist das Modell, an dem die Verfasserin mit ironischen Pointen von schneidender Kraßheit demonstriert, was sie im Untertitel ihres Buches die „Banalität des Bösen“ nennt. Eichmann, der im Polizeiverhör — angesichts einer Anklage von beispielloser Ungeheuerlichkeit — immer wieder darauf zu sprechen kommt, daß er es leider nicht weiter als bis zum Obersturmbannführer gebracht habe und warum das so gewesen sei. Der sich an die Wannsee-Konferenz vom Januar 1942, auf der beschlossen wurde, elf Millionen Menschen umzubringen, vor allem deshalb erinnert, weil er bei dieser Gelegenheit seine höchsten Vorgesetzten zum ersten Male hat „menschlich“ und „gemütlich“ werden sehen: „Ich weiß noch, daß im Anschluß an diese ‚Wannsee-Konferenz‘ Heydrich, Müller und meine Wenigkeit an einem Kamin gemütlich saßen . . ., nicht um zu fachsimpeln, sondern uns nach den langen, anstrengenden Stunden der Ruhe hinzugeben . . .“ Es handelt sich um einen Mann, der „kein Blut sehen“ konnte, dem speiübel

wurde, als er einmal nur in die Nähe einer Schindstätte gelangte, dem man glauben mußte, daß er nie mit eigenen Händen einen Menschen getötet, ja nicht einmal expressis verbis den Befehl zur Tötung eines Menschen gegeben hatte, und der doch im Herbst 1944 gegen Himmlers Anordnung, die Evakuierung der noch verbliebenen Budapester Juden zu beenden, damit gedroht hat, „gegebenenfalls um neuen Führerentscheid zu bitten“, um sein grausiges Werk fortsetzen zu können.

Man fragt sich, ob die Pointe von der ironischen Diskrepanz zwischen menschlicher Mittelmäßigkeit und der beispiellosen Außerordentlichkeit des Verbrechens ausreicht, um ein solches Individuum richtig zu beleuchten. Wie sein Verhalten im Herbst 1944 zeigt, ist Eichmann kein Mann des unbedingten Kadavergehorsams gewesen, und seine berüchtigte Äußerung aus den letzten Kriegstagen: „Ich werde freudig in die Grube springen, denn das Bewußtsein, fünf Millionen Juden [bzw. „Reichsfeinde“] auf dem Gewissen zu haben, verleiht mir ein Gefühl großer Zufriedenheit“, dürfte doch wohl nicht nur als „reine Angeberei“ (Arendt) zu verstehen sein. Es wäre zu überlegen, ob diese Kanaille, diese Mischung aus Trottel und Ungeheuer, weit entfernt davon, als shakespearescher Schurke zu erscheinen, genau genommen nicht etwas viel Schlimmeres gewesen ist, nämlich ein perfekter Nazi: Anhänger einer „Weltanschauung“, die aus lauter Nichtswürdigkeiten, aus Haß, Wahn und Dummheit planlos zusammengewürfelt und daher der ideale Nistplatz war für den großen Durcheinanderwerfer, den „Diabolo“, zu deutsch: für den Teufel⁶. Das Böse, das er auf sein sogenanntes „Gewissen“ genommen hat, wäre aber dann – und doch wohl in jedem Falle! – nicht „banal“ zu nennen, auch wenn sein Charakter neben entsetzlichen auch banale Züge aufweist; es wäre, wenn es überhaupt begrifflich zu definieren ist, das „radikal Böse“ im Sinne Kants.

Der Aufruhr, den die beiden hier nur knapp skizzierten Teilstücke der Arendtschen Darstellung in der amerikanischen und israelischen Öffentlichkeit hervorgeufen haben, spottet jeder Beschreibung. Mit einem Gefühl des Schauderns vor der unheimlichen Macht des Vergangenen mußte man beobachten, wie eine der intelligentesten Autoritäten in Fragen der jüdischen Katastrophe, wie die scheinbar souveräne Richterin über den Eichmann-Prozeß durch die Reaktion einer ebenso leidenschaftlichen wie geistesgegenwärtigen Leserschaft nun selber gleichsam in den Stand einer Angeklagten versetzt wurde. Die „Kontroverse“ enthält keinerlei unwürdige Hetzartikel (die es gegeben hat) und nur wenige Stücke, die das Niveau der Angegriffenen nicht erreichen (Musmanno, Kempner), die meisten Kritiker treten ihr als ebenbürtige Partner entgegen. Was man ihr vorwarf, war: 1. sachliche Irrtümer in großer Zahl, 2. Mangel an persönlicher Erfahrung in den Grenzsituationen, in denen die von ihr Beurteilten sich befunden haben, 3. Mangel an Achtung vor den Toten und ihren Leiden, damit zusammenhängend: 4. Unange-

⁶ Vgl. den Hinweis von L. Abel, dem zufolge Eichmann selbst sich im Sassen-Interview vom Mai 1960 den „Fanatismus eines wahren Nationalsozialisten“ zugeschrieben hat, Partisan Review, Spring 1964, S. 271.

messenheit des Tons oder Mangel an Takt in Fragen, welche die empfindlichsten Liebes- und Ehrfurchtsgefühle, man könnte auch sagen: „Tabus“ der Überlebenden betreffen.

Wäre es nur darum gegangen, daß auch sehr weitgehende Sachkenntnis nicht hinreicht, um einem allseits und unaufhörlich sich steigernden Massenaufgebot entarteten Handelns und exzessiven Leidens, wie es im Fall Eichmann zur Debatte steht, gewachsen zu sein — aber es geht um mehr, es geht um den Vorwurf der Inkommensurabilität zwischen der kalten, „herzlosen“ Rechtsprechung einer unabhängigen Intellektuellen und der unauszählbaren Mannigfaltigkeit je verschiedenartiger, aber immer von der gleichen, heißen, unvorstellbaren Todesnot bedrängter Einzelschicksale, was dem Vorwurf der moralisierenden Arroganz, also eines moralischen Versagens gleichkommt. Das vielfach vorgebrachte Argument, Hannah Arendt habe Eichmann „entlastet“, die kooperierenden Judenräte aber mit der Schuld an der enormen Höhe der Verlustziffern beladen, habe also nach der Devise „Nicht der Mörder, der Ermordete ist schuldig“ die Tatbestände entstellt, beruht gewiß auf einem groben Mißverständnis ihrer Absichten. Aber wie konnte ein solches Mißverständnis möglich werden? Wenn Ernst Simon ihr die „kritiklose Verwendung vorgeformter Kategorien“ und eine „systematisch geübte Technik der ungerechtfertigten Verallgemeinerung“ zum Vorwurf macht⁷, wenn Jacob Robinson ihr entgegenhält⁸, daß sie eine ganze umfangreiche Memoirenliteratur, die in ihr unzugänglichen Sprachen geschrieben ist, hätte kennen sollen, daß ihre Verallgemeinerungen „so gut wie gar keine Beziehung zur Wirklichkeit des Gettolebens haben“, wenn er es gar eine „scheußliche Unwahrheit“ nennt, zu behaupten, daß „die eigentliche Arbeit des Tötens in den Vernichtungslagern in den Händen jüdischer Kommandos lag“, wenn er von „einzelnen und kollektiven Akten verzweifelten Widerstandes“ spricht, deren Aufzählung „endlos fortgesetzt“ werden könnte, so lassen sich alle diese und viele ähnliche Einwände auf eine zentrale Anklage reduzieren: daß die Autorin ihre Denkmodelle mehr liebt als die widerspruchsvolle Mannigfaltigkeit der Fakten.

Gerade das, was ihre literarischen Freunde, z. B. Mary McCarthy und Dwight Macdonald, an ihr bewundern und von Anfang an verteidigt haben, gerade das wird ihr von den meisten jüdischen Kritikern so sehr verübelt: die ironische Pointiertheit ihres Argumentierens. Man würde Frau Arendt Unrecht tun, wenn man nicht begriffe, daß diese Ironien — vor allem auf den knapp zehn Seiten, die von der Kooperation der jüdischen Führer handeln, von ihrer eifertigen Erbötigkeit, von der Art und Weise, „wie sie ihre neue Macht genossen“, von der Härte und Unbestechlichkeit der jüdischen Polizisten usw. —, daß sie natürlich ein Mittel sind, um das Gefühl des Abscheus vor dem Geschehenen auf die äußerste Spitze zu treiben. Man versteht, was sie wollte, aber man versteht auch, daß die Mehrzahl ihrer jüdischen Leser nicht darauf eingehen konnte. Selbst ein so rigoroser und betont unsentimentaler Intellektueller wie Norman Podhoretz, der Herausgeber der Zeit-

⁷ Vgl. Die Kontroverse, a. a. O., S. 45 und S. 65.

⁸ Ebenda, S. 223 ff.

schrift „Commentary“⁹, wirft ihr vor, was er – in Analogie zu „Banalität des Bösen“ – die „Perversität der Brillanz“ nennt. Das menschlich ergreifendste Dokument dieses Ärgernisnehmens ist ein berühmt gewordener Brief von Gershom Scholem an die Verfasserin des Eichmann-Buches¹⁰. Dort wird ohne Feindseligkeit, mit einem kummervoll beschwörenden Ernst der „herzlose, ja oft geradezu hämische Ton“ beklagt, „in dem diese uns im wirklichen Zentrum unseres Lebens angehende Sache von Ihnen abgehandelt wird“. Dieser Ton sei eben der Sache „auf unvorstellbare Weise unangemessen“. Es gäbe, sagt Scholem, „in der jüdischen Sprache etwas nicht zu Definierendes und völlig Konkretes, was die Juden Ahabath Israel nennen, Liebe zu den Juden. Davon ist bei Ihnen, liebe Hannah, wie bei so manchen Intellektuellen, die aus der deutschen Linken hervorgegangen sind, nichts zu merken.“

Kann man einem politischen Aufklärer und Moralisten Liebe, kann man ihm „Herzenstakt“ predigen, wo es ihm doch gerade darauf ankommt, Tabus zu zertrümmern? Hier scheint etwas getroffen zu sein, was die stolze und bittere „Unabhängigkeit“ Hannah Arendts radikal in Zweifel zieht. Es erhebt sich – zumal in einer Situation, wo die moralischen Vorzeichen und die menschlichen Sympathien so eindeutig verteilt sind – die Frage, ob eine politische Vernunft, die sich von allen „parteiischen“ Sympathien distanziert, um die Rolle des Unparteiischen zu übernehmen über Freunde und Feinde, Juden und Deutsche, Gerechte und Ungerechte, ob sie nicht Gefahr laufen muß, an allen gleichermaßen vorbeizureden, anstatt allen gerecht zu werden? Muß nicht, da es eine abstrakte Vernunft, ein „More geometrico“ in politicis offenbar nicht gibt, auch das unabhängige Urteil ein konkretes politisches Substrat unter den Füßen haben: Heimat, Volk, Freundschaft, „Eigentum“, wenn seine Unabhängigkeit nicht leer werden soll, muß es nicht auf eine elementare Weise parteiisch sein? Wie Gershom Scholem von Ahabath Israel spricht, so beruft sich Ernst Simon, um seiner Huldigung an Leo Baeck Nachdruck zu verleihen, auf einen Satz aus dem Talmud: „Trenne dich nicht von deiner Gemeinschaft, traue dir selbst nicht bis zum Tage deines Todes und richte deinen Genossen nicht, bevor du in seine Lage kommst.“¹¹ Diese Hinweise müssen sehr ernst genommen werden.

Daß Hannah Arendts Kritik an „den Deutschen“ nicht weniger schonungslos als die an den Juden, daß sie womöglich noch schärfer ist, wird niemanden verwundern. Nun sollte uns allerdings jede, auch die strengste Lektion willkommen sein, wenn sie nur mit stichhaltigen Gründen argumentiert und mit den allgemein bekannten Fakten übereinstimmt. Frau Arendt verbürgt sich dafür, daß „80 Millionen Deutsche gegen die Wirklichkeit und ihre Faktizität durch genau die gleichen Mittel abgeschirmt waren, von denen Eichmanns Mentalität noch 16 Jahre nach dem Zusammenbruch bestimmt war“, und daß es „allen zur Gewohnheit geworden war, sich selbst zu betrügen, weil dies eine moralische Voraussetzung zum

⁹ Commentary, Vol. 36, Nr. 3, September 1963, S. 201 ff.

¹⁰ Vgl. Die Kontroverse, a. a. O., S. 207 ff.

¹¹ Die Kontroverse, a. a. O., S. 68 f.

Überleben geworden war“. Allen? wird man sich fragen dürfen: woher will sie das wissen? Wenn buchstäblich alle sich betrogen haben, wie mag es dann zu erklären sein, daß man 40 000 Gestapo-Beamte brauchte, um „das Volk in Schach zu halten“ (Rothfels), daß mehrere hunderttausend Deutsche aus politischen Gründen in die Schreckenslager gesperrt, viele von ihnen dort umgebracht worden sind? Daß die Volksgerichtshöfe alle Hände voll zu tun hatten, daß das „Mordregister“ für die Jahre 1933–44 etwa 12 000 Hinrichtungen in deutschen Strafanstalten meldet (Zahlen nach Rothfels und Weisenborn)?¹² Wenn man derartig fahrlässige Verallgemeinerungen auf englisch liest, mag man die Achseln zucken und sie mit den in jenen Ländern verbreiteten Klischeevorstellungen erklären. Deutsch geschrieben und an deutsche Leser adressiert, müssen sie sich mehr wie eine Kapitulation vor dem Systemzwang ausnehmen als wie ein Ausdruck von geschichtlichem Verständnis. Sollte der Leser zufällig im Kriege einer beliebigen Einheit der deutschen Wehrmacht angehört haben, so wird er sich verstimmt, ja auf eine verdrießliche Weise komisch berührt fühlen, wenn er von Frau Arendt erfahren muß, daß die Waffen-SS „sich wohl kaum mehr Verbrechen hat zuschulden kommen lassen als jede beliebige Wehrmachtseinheit“. Glaubwürdige Bußpredigten sind das nicht.

Je mehr man über dies Buch nachdenkt, desto mehr verstärkt sich der Verdacht, daß gerade diejenige Kategorie, die Hannah Arendt aus ihrer politischen Kritik zu eliminieren trachtet, die eigentlich entscheidende sein könnte: die Kategorie des Einzelnen. Das betrifft z. B. jene nicht ganz seltene Verhaltensweise, die man mit dem problematischen Begriff „Innere Emigration“ bezeichnet hat. Wer aus eigener Erfahrung über diese Situation Bescheid weiß, der weiß auch, daß „innere Emigration“ nicht jene Form von lächerlichem Selbstbetrug sein mußte, über die Hannah Arendt mit Recht die Lauge ihres Witzes ausgießt. Er kennt Fälle von „innerer Emigration“ mit tödlichem Ausgang (durch Selbstmord oder Tod an gebrochenem Herzen), unberühmte aus der eigenen Freundschaft und solche von namhaften Leuten, die geziemendes Aufsehen erregen mußten: Eugen Gottlob Winkler, Jochen Klepper, Joachim Gottschalk, man darf wohl auch Theodor Haekker, den väterlichen Freund der Geschwister Scholl, dazu rechnen, der am 9. April 1945, nachdem er dem Zugriff der Gestapo nur knapp entkommen war, an seinem Gram gestorben ist. In der Originalfassung ihres Buches konzidiert Frau Arendt 2 (in Worten: zwei) Namen von Männern, die in innerer Opposition gegen das Regime gestanden und bedeutsamerweise mit der Verschwörung des 20. Juli (die ihr politisch nicht geheuer ist) nichts zu tun gehabt haben: den Philosophen Karl Jaspers und den im Lager umgekommenen Schriftsteller Reck-Malleczewen. In der deutschen Ausgabe des „Eichmann“ erscheint diese Partie um eine Reihe von hastig zusammengetragenen neuen Informationen vermehrt. Nun hat es also „einzelne gegeben“, die von vornherein und ohne je zu schwanken in einer nun wirklich ganz

¹² Nach neuesten Schätzungen soll die Zahl der durch Volksgerichtshof, Sondergerichte und Kriegsgerichte – sogenannte Feldgerichte – gefällten Todesurteile sich auf etwa 80 000 belaufen (Süddeutsche Zeitung vom 15. 12. 1964).

und gar lautlosen Opposition standen“. Man hat offenbar inzwischen den „Lautlosen Aufstand“ gelesen, Günther Weisenborns Bericht über die „Widerstandsbe-
 wegung des deutschen Volkes“, und hat daraus die Konsequenz gezogen, das Wort „lautlos“ ironisch funkeln zu lassen, gleich als ob es keine wirklich nennenswerte
 Opposition gewesen wäre, die sich so lautlos verhalten hat. Was hätte man von
 einer Nation erwarten sollen, die von einem so grausamen und durchkalkulierten
 Terrorsystem in Ketten gehalten wird? Einen Volksaufstand? Eine demokratische
 Massenbewegung? Ist es logisch, wenn jemand, der einmal die gründlichste aller
 Untersuchungen über den modernen Totalitarismus verfaßt hat, sich an anderer
 Stelle über die Lautlosigkeit der inneren Opposition in einem dem Gesetz des tota-
 len Krieges unterworfenen Staate verwundert?

Und die Männer des 20. Juli? Hannah Arendt versucht mit allen Mitteln, die
 Bedeutung dieses deutschen – wie an seiner Stelle des jüdischen – Widerstandes
 zu verkleinern. Sie wiederholt den bekannten (und wie oft schon widerlegten!)
 Einwand, die Verschwörer hätten sich erst zum Handeln entschlossen, als der Krieg
 praktisch verloren war, und nur um nationale Substanz zu retten und sich selbst
 ein Alibi zu verschaffen. Sie nimmt Anstoß daran, daß „alle diese Männer“ aus
 „nationalpolitischen“ Erwägungen heraus gedacht hätten –, ein Vorwurf, der
 a) ungenau ist (was heißt „national-politisch“?), b) unerlaubt verallgemeinert –
 gab es nicht, von Goerdeler bis Leber, ganz verschiedene Fraktionen und Tenden-
 zen?, c) vergißt, eine sinnvolle Alternative zu nennen, d) einen Mangel an histori-
 scher Vorstellungskraft zu verraten scheint: warum einen Widerstand postulieren,
 den es nach Lage der Dinge (nachdem alle Organisationen der deutschen Linken
 schon 1933 zerschlagen, die meisten ihrer Führer „unschädlich“ gemacht worden
 waren) nicht geben konnte, und den verwerfen, den es geben konnte und gegeben
 hat? Drittens kreidet sie es den Verschwörern an, daß sie in der Verdammung der
 Hitlerschen „Judenpolitik“ nicht deutlich genug gewesen seien, immer nur von
 einem „Dilettanten“, einem „Wahnsinnigen“, von der „Verkörperung alles Bösen“
 (immerhin!) gesprochen, ein Wort wie „Massenmörder“ aber vermieden hätten.
 Wobei ja doch zu überlegen wäre, ob man als konspirierender Hochverräter ver-
 pflichtet ist, alles, was man denkt und ausspricht, zur Erbauung der Nachwelt auch
 in geheimen Dossiers und Briefen an schwankende Feldmarschälle niederzulegen.
 Ob nicht der Umstand, daß Goerdeler (der Frau Arendt ganz besonders unsympa-
 tisch zu sein scheint) die Entfernung des Leipziger Mendelssohn-Denkmal zum
 Anlaß genommen hat, von seinem Posten als Oberbürgermeister dieser Stadt zurück-
 zutreten, allenfalls auch als Kundgebung einer unzweideutigen Gesinnung ver-
 standen werden könnte. Ob nicht der vieldiskutierte Brief Goerdelers an den
 Generalfeldmarschall Kluge (über die Greuel im Osten), das Testament des Gra-
 fen Schwerin und dieses oder jenes todbringende Bekenntnis vor dem Volksgerichts-
 hof, mit leiser Stimme einem schreienden Freisler ins Gesicht gesagt, wichtig genug
 genommen werden müssen, um Frau Arendts Mißtrauen zu zerstreuen.

Golo Mann ist so weit gegangen, zu sagen, daß ihre Charakteristik des deutschen
 Widerstandes die „empörendsten Verleumdungen“ enthalte, „die je über diese

Bewegung verbreitet wurden“.¹³ Rolf Schroers, weniger emotional engagiert als Golo Mann, hat den Vorwurf, der deutsche Widerstand sei opportunistisch gewesen, geistreich pariert mit den Worten: „Wäre er nur! er wäre in demselben Maße realistischer und erfolgskräftiger gewesen.“¹⁴ Die amerikanischen und die jüdischen Kritiker verlieren, von zwei Ausnahmen abgesehen (Eva Reichmann und Dwight Macdonald) kein Wort über diese, die intern-deutsche Seite der Angelegenheit. Aus vielen Diskussionsbeiträgen geht hervor, daß alles, was Hannah Arendt über die Deutschen sagt, von der überwiegenden Mehrheit ihrer nicht-deutschen Leser Wort für Wort geglaubt worden ist.

Gleichwohl gibt es einen fast beispiellosen Massenprotest gegen dies Buch, wie ist er zu erklären? Die persönliche Erfahrung, auf die so zahlreiche Kritiker sich berufen, ist sie ein triftiges Argument? In einer Vorrede zur deutschen Ausgabe hat die Philosophin das Recht, über Situationen, in denen man nicht selber gewesen ist, zu urteilen, verteidigt. Würde man es leugnen, meint sie, so würde man „sowohl der Rechtsprechung wie der Geschichtsschreibung die Existenzberechtigung absprechen“. Nun präsentiert sich aber Hannah Arendt in diesem Buche weder als Geschichtsschreiberin noch als zuständige Rechtsgelehrte (obwohl sie sich juristische Kenntnisse angeeignet hat), sondern in der Position eines unabhängigen politischen Theoretikers und Moralisten. Dabei stellt sich auf geradezu paradigmatische Weise heraus, daß es eines ist, ein politisch-soziologisches Theorem (etwa die Idee einer Komplizenschaft zwischen Henkern und Opfern) von der Wirklichkeit zu abstrahieren, und etwas anderes, eben dies Theorem rückwirkend wieder auf ein Stück konkreter geschichtlicher Wirklichkeit anzuwenden –, in der Zuversicht, es müsse sich eine glatte Übereinstimmung zwischen Theorie und Wirklichkeit nachweisen lassen. So sehr man sich auch bemüht, das Wirkliche dem Denken gefügig zu machen, so eigensinnig man darauf besteht, alles Unstimmige als unwesentliche Einzelheit und Ausnahme abzutun: im Bewußtsein des Lesers wird das Unstimmige stärker und stärker werden, bis sich am Ende womöglich das Einzelne bzw. der Einzelne – dialektischerweise – als das Wesentliche offenbart.

Ein Buch also mit reichem Material sowohl für ein Stück vorzüglicher Geschichtsschreibung als auch für einen Essay über das dornenreiche Problem der politischen Schuld und Verantwortung des Einzelnen (des Einzelnen, versteht sich, der nicht zum Verbrecher geworden ist) im Verhältnis zur gemeinsamen Schuld unter den Bedingungen einer totalitären Gewaltherrschaft, und doch weder hieb- und stichfeste Historie noch überzeugender Essay. Durch seinen solidaritätswidrigen Moralismus gegenüber den Juden, durch seine ungerechten Verallgemeinerungen, seine allzu schrillen Ironien, seine provozierenden Übertreibungen gegenüber Deutschen und Juden wird dies Buch wider seine eigene Absicht zu einem Appell an den Einzelnen, sich auf die jeweils unvertretbare Einzigartigkeit seiner Erfahrungen zu besinnen. So wunderbar, fand Goethe, sei die Welt eingerichtet, daß jedes Wesen an seiner Stelle, in seiner Natur, in seinem Geschick alle anderen aufwiegt. Sobald

¹³ Die Kontroverse, a. a. O., S. 194.

¹⁴ Die Kontroverse, a. a. O., S. 204.

wir den Einzelnen ins Blickfeld rücken, uns nur ein einziges konkretes Leben vorstellen, kann uns der rigorose Politizismus Hannah Arendts als seltsam wirklichkeitsfremd erscheinen. Es ist dann z. B. weder richtig, daß „alle“ achtzig Millionen Deutsche sich selbst belogen hätten, um heil über die Runden zu kommen, noch ist das Gegenteil richtig. (Frau Arendt gesteht, daß sie die Deutschen insgesamt für konstitutionell verlogen hält, so wie die Schotten als geizig, die Engländer als phlegmatisch gelten; es handelt sich da, fürchte ich, um eine zwar nicht unverständliche, aber im Ernst nicht vertretbare *idée fixe*.) Richtig wäre es, sich eine Unsumme von verschiedenartigen Wirklichkeitsaspekten und Bewußtseinsinhalten und moralischen und psychologischen Situationen zu denken: Feigheit, Dummheit, Angst, philiströse Mitläuferei, ideologische Verblendung, ja verbrecherische Verfinsterung der Gemüter, aber auch Klugheit, Illusionslosigkeit, Wahrhaftigkeit, bekennder Mut im Angesicht des lebensbedrohenden Terrors, auch Liebe, Treue, Hilfsbereitschaft im nachbarlichen Bezirk, beharrliches „unpolitisches“ Festhalten am Alten Wahren, auch tiefe, ja inbrünstige Frömmigkeit in einer Lage, die man auf Grund von altmodischen Vorstellungen noch als göttliche „Heimsuchung“ erlebt, nicht zuletzt: viel gemischtes Bewußtsein, Einerseits-Andererseits, viel kummervoll fortächzende Unzulänglichkeit (schuldig – gewissermaßen – sehr schuldig!) und eine massive Voreingenommenheit durch die eigenen Nöte, die zermalmenden Schläge des Krieges, Todesnachrichten, Feuersbrünste, bittere Trennung, schreckliche Wunden, wogegen dann der Funke Wissen oder Witterung von den noch grauenhafteren Dingen, die sich hinter der Szene ereigneten, so leicht zu verdrängen war: dies alles ist möglicherweise richtig, denn dies alles hat es gegeben.

Das sind ja lauter Privatgeschichten, könnte man sagen. Das sind sie, und als solche sind sie mit Absicht genannt worden, das heißt in Gedanken an ein früheres Werk von Hannah Arendt, wo mit großartiger Verve die Idee von der Überlegenheit der öffentlichen Wirklichkeit über die „private“, wörtlich: die „beraubte“, entwickelt wird: „Vita activa oder Vom tätigen Leben“ (1960). Das politische Handeln wird hier für die ranghöchste Form menschlicher Tätigkeit erklärt, alle anderen Fähigkeiten des Geistes und der Seele werden als weniger trüchtig an Wirklichkeitsgehalt ihm nachgeordnet. Wer so denkt, der muß der Meinung sein, daß das deutsche Volk im strikten Sinne „für Hitler [und seine Verbrechen!] verantwortlich“ ist, obwohl es ihm, solange es noch mit einem Rest von Freiheit entscheiden konnte, nie mehr als 44 Prozent seiner Wählerstimmen (Stimmen einer bestimmten Wählergeneration) gegeben hat. Wer so denkt, der kann in einer fingierten Schlußansprache an den verurteilten Eichmann behaupten, „daß im politischen Bereich der Erwachsenen das Wort Gehorsam nur ein anderes Wort für Zustimmung und Unterstützung“ ist –, als ob es nicht Gehorsam gäbe, der nichts als verzweifelte Ohnmacht ist, und Gehorsam als zähe, zukunftswillige Geduld und dialektische Verschlagenheit, wie ihn Brecht in seinen Keuner-Geschichten empfohlen hat. Wer so denkt, der muß auch die religiöse Erfahrung, wie Brecht, unter die „privaten“ Angelegenheiten rechnen. Hier, glaube ich, scheiden sich die Geister. Hier muß man ein Wort einlegen für die ganze unverkürzte Vollständigkeit

des Menschen, insbesondere für seine Fähigkeit, in der Stunde der äußersten Heim-suchung eine Unmittelbarkeit der Selbstgewißheit zu erfahren, die dem nur-politi-schen Denken verschlossen bleibt: in der Liebe zum Nächsten und in der Ergebung in Gottes gewaltigen Willen. Es wird berichtet, daß es unter den ermordeten Juden solche gegeben hat, die singend und betend in den Tod gegangen sind. Wie soll man sie verstehen? Als Komplizen ihrer Mörder? Und wie soll man die berühmten Abschiedsworte verstehen, die der deutsche Widerstandskämpfer Henning von Tresckow an Fabian von Schlabrendorff gerichtet hat? Als Emigration aus der poli-tischen Pflicht in eine private Transzendenz? „Wenn einst Gott Abraham ver-heißen hat, er werde Sodom nicht verderben, wenn nur zehn Gerechte darin seien, so hoffe ich, daß Gott Deutschland um unsretwillen nicht vernichten wird. Nie-mand von uns kann über seinen Tod Klage führen. Wer in unserm Kreis getreten ist, hat damit das Nessushemd angezogen. Der sittliche Wert eines Menschen be-ginnt erst dort, wo er bereit ist, für seine Überzeugungen sein Leben hinzugeben.“ Für diejenigen Deutschen, die ihre Märtyrer ehren und lieben, bezeichnen diese Sätze die einzige Chance, in einem Lande zu leben, das mehr ist als ein bloßer Koloß von stumpfsinniger, traditionsloser Kraft.